



PREFARENZEN

PREFARENZEN Journal



Highlights:

Schweiz am See

Warum Sophie Morard ihr Häuschen liebt

→ S. 6

Nomaden der Berge

Verdichtung als Überlebensstrategie

→ S. 12

Renderings

oder die Macht der Manipulation

→ S. 24

„Wie laut muss dein Gebäude sein?“

fragt Silvia Schellenberg-Thaut

→ S. 28

Edition

Nº 5.0

Deutsch





➤ [prefarenzen.com](https://www.prefarenzen.com)

Besuchen Sie unser
PREFARENZEN Online-Magazin.

[prefarenzen.com](https://www.prefarenzen.com)



➤ [prefa.com](https://www.prefa.com)

Reichen Sie IHR Architekturprojekt ein und werden Sie
Teil von PREFARENZEN.

[prefa.de/architekten-planer/prefarenzen/prefarenzen-einreichen](https://www.prefa.de/architekten-planer/prefarenzen/prefarenzen-einreichen)



*Aus Gründen der Lesbarkeit wird darauf verzichtet, geschlechtsspezifische Formulierungen zu verwenden.
Soweit personenbezogene Bezeichnungen nur in männlicher Form angeführt sind, beziehen sie sich auf Männer und Frauen in gleicher Weise.*

Impressum:

© PREFA 2022

Herausgeber: Jürgen Jungmair, PREFA - Leitung Marketing International

Gesamtproduktion: MAIOO; www.maioo.at

Kontakt: info@prefarenzen.com

www.prefarenzen.com; www.prefa.com



Und was beflügelt Sie?

Was treibt uns immer wieder zu neuen Ideen an? Was beflügelt uns? Es gibt nichts Spannenderes, als für sich persönlich, für sein Team oder für ein ganzes Unternehmen die magischen Treiber zu entdecken und zu kultivieren. Und bei PREFA spüren und (er)leben wir diese Antriebskräfte, aus denen immer wieder zahlreiche neue Produkte und Projekte entstehen, die uns mit Stolz erfüllen. Dabei spreche ich nicht nur von unseren Aluminium-Innovationen, sondern auch von unserer Marke und einhergehenden Kommunikation, die den Puls der Zeit trifft und auch bei Architekten und Planern großen Zuspruch findet.

Und hin und wieder gibt es auch offizielle Anerkennung und wir dürfen uns über namhafte Auszeichnungen freuen: So wurde unserem aktuellen Produktpräsentations- und Messestandkonzept der Red Dot Award im Bereich Brands & Communication Design verliehen. Details dazu finden Sie auf Seite 30.

Das PREFARENZEN Journal ist genau das richtige Medium, um unseren Spirit mit Ihnen zu teilen, sodass auch Sie sich vielleicht ein wenig von der PREFA Welt beflügeln lassen. Denn jede Seite präsentiert Menschen und ihre Werke, die eines gemeinsam haben: Sie heben sich empor von der breiten Masse, wecken nicht nur Interesse, sondern regen auch zum Nachdenken oder sogar Nachahmen an. Wir nennen das Inspiration.

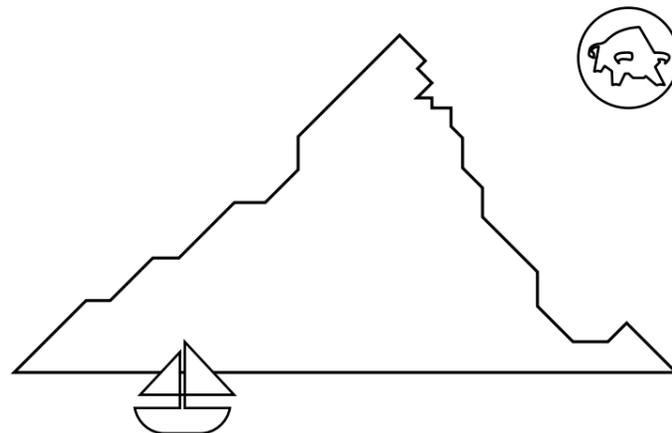
Und wenn wir jetzt noch einen Schritt weitergehen, liegt es uns besonders am Herzen, authentisch, aufrichtig und vor allem nahbar zu bleiben. Denn wir wollen nicht nur, dass unsere Dächer und Fassaden eine starke Präsenz zeigen, sondern auch unsere Leidenschaft für die Marke spürbar und erlebbar ist.

Nun wünsche ich Ihnen viele inspirierende Momente auf Ihrer Architekturreise durch dieses Journal. Und falls Sie gerade spontane Gedanken darüber haben, was Sie zu Großem antreibt, freue ich mich, wenn Sie sie mit mir teilen via info@prefarenzen.com.

Ihr PREFARENZEN Botschafter

Jürgen Jungmair

Leitung Marketing International PREFA



Grüezi PREFA!

Text: Anneliese Heinisch
Fotos: Croce & Wir

Warum sich anpassen, wenn man auch seinen eigenen Weg gehen kann? Die Schweiz geht ihn schon seit jeher konsequent und zieht jährlich etliche Reisende und neue Bürger fast schon magnetisch an. Auch PREFA entdeckt für sich diesen ganz eigenen Nährboden für Innovation und Inspiration, allen voran Geschäftsführer Elmar Schilter, Pascal Tripet, Leitung Romandie, und Stefan Wildi, Verkaufsleiter Deutschschweiz.

Die Schweiz ist anders. Über 26 Kantone hinweg, in einem Miteinander von unzähligen Kulturen lebt man den Glauben an die direkte Demokratie und ein hohes Maß an lokaler und regionaler Autonomie. Kein Staatsoberhaupt, kein Regierungschef gibt hier den Ton an. Getragen von einem Selbstverständnis, das von der seit rund 200 Jahren gelebten Neutralität der Schweizerischen Eidgenossenschaft herrührt, wird wichtigen Entscheidungen kompromissbereit begegnet. Vielleicht lässt man sich vor diesen aber erst einmal in einem *Böötti* den Fluss hinuntertreiben oder bricht zu einem Picknick in die Natur auf, wie es die Schweizer gerne tun. Führt der Weg dabei durch ein Waldgebiet, kann man über eine signalfarbene Warnung stolpern: Man müsse schließlich bedenken, dass man im Wald mit potenziellem Holzschlag zu rechnen hat – auf den Nationalsprachen *Deutsch, Français, Italiano* oder *Rumantsch!*

Als Außenstehende entdecken wir hier vieles, das uns in Staunen versetzt. Da wäre zum einen das rigorose landeseigene System der Abfallentsorgung: Hat man seine *Rivella*, ein heißgeliebtes koffeinhaltiges Erfrischungsgetränk mit Milch-Serum ausgetrunken, entledigt man sich der PET-Flasche im Sammelcontainer im Supermarkt. Bei Altpapier wird ein ganz besonderes Prozedere gepflegt: Mit Garn zu kleinen, bündelartigen „*Päckli*“ geschnürt und an den Straßenrand gestellt, wird es an einem bestimmten Tag im Monat von der Müllabfuhr abgeholt. Und der Restmüll? In Zürich landet er im „*Züri-Säckli*“, die dort gebräuchliche Bezeichnung für einen gebührenpflichtigen Kehrichtsack, außer man möchte ein Bußgeld riskieren.

Hier wird eine Ordnung mit System gelebt. Ohne Wenn und Aber wird am Sonntag geruht, Hobbies nachgegangen oder Zeit im privaten Kreis verbracht – die calvinistische Arbeitsethik steht hier kurzzeitig still. An allen anderen Tagen wird mit teils minutiös geplanten Abläufen gerechnet, insbesondere im öffentlichen Verkehr: Der Zug kommt nicht zu früh, nicht zu spät, sondern immer pünktlich, und zwar auf die Minute genau! Man könnte seine Uhr danach stellen. Frühzeitig vorausgedacht haben die Schweizer auch für den Katastrophenfall: Sie verfügen über so viele Bunker, dass die gesamte Bevölkerung in ihnen untergebracht werden könnte, wenn es die Situation erfordert. Manche davon wurden sogar in die Berge gebaut.

Spricht man von Bergen, dürfen auch die Seen nicht zu kurz kommen. Denn ganz gleich, wo man sich in der Schweiz gerade befindet, das nächste Gewässer mit Aussicht auf Erfrischung ist nur maximal 16 Kilometer von einem entfernt. Dem Genfer See sind Sie bereits jetzt sehr nah: Wir nehmen Sie mit zu einem renovierten Häuschen in St. Gingolph im Kanton Wallis, das dank dem Engagement von PREFA in ein besonderes Kleinod am See verwandelt werden konnte. Welche Projekte die Zukunft wohl noch bringen wird ...



v.l.n.r.:
Stefan Wildi, Verkaufsleiter Deutschschweiz
Elmar Schilter, Geschäftsführer Schweiz
Pascal Tripet, Leitung Romandie

© Karin Buri



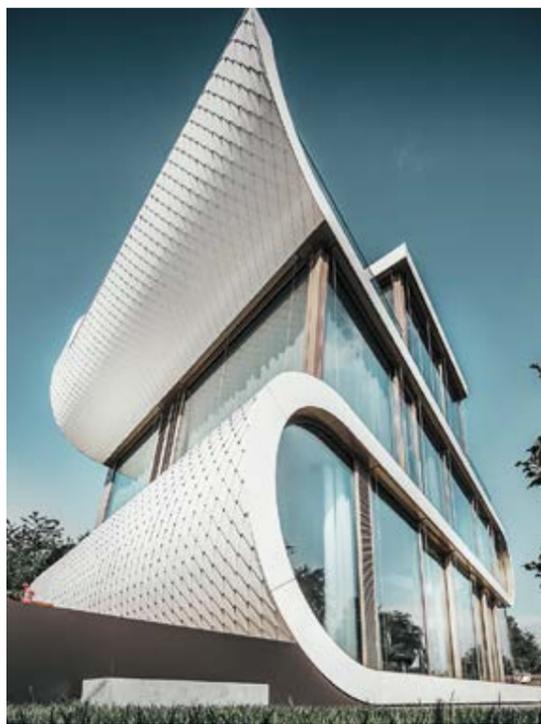
1 —

1 —
 Objekt: Rigi Scheidegg, Goldau
 Produkt: Dachraute 44 × 44, Wandraute 44 × 44
 Farbe: P.10 Steingrau
 Architektur: Dettling Wullschleger Architekten AG, Zürich



2 —

2 —
 Objekt: Villa Game Architecture, Orsières
 Produkt: Dach- und Wandschindel
 Farbe: P.10 Anthrazit
 Architektur: Darbellay Meiland Schers – Architectes epfl, GAME, Martigny



3 —
 Objekt: Flexhouse, Meilen bei Zürich
 Produkt: Dachraute klein
 Farbe: Reinweiß
 Architektur: Stefan Camenzind, Evolution Design Ltd., Zürich
 ● Objektbezogene Sonderlösung



4 —

4 —
 Objekt: Horw Tower, Horw
 Produkt: Dachraute 44 × 44, Wandraute 44 × 44
 Farbe: Natureloxiert
 Architektur: Tilla Theus und Partner AG, Zürich



6 —
 Objekt: Mehrfamilienhaus in Collonges
 Produkt: Zackenprofil
 Farbe: Schwarz
 Architektur: Cheseauxrey Architects, Sion



6 —

5 —
 Objekt: BioARK, Monthey
 Produkt: PREFABOND Aluminium Verbundplatte
 Farben: Hellgrau, Rauchsilber, Silbermetallic
 Architektur: Philippe Robyr & Jérôme Fracheboud, Lausanne

Schweiz am See

Sonne, See und ein bisschen Zeit.
 Mehr braucht es nicht, um glücklich zu sein.
 Die Architektin **Sophie Morard** hat für sich einen Ort geschaffen, an dem sie niemals arbeiten wird.

*Interview: Katharina Wyss
 Text: Carl Bender, Katharina Wyss
 Fotos: Croce & Wir*



Architektin Sophie Morard

Bescheidene 64 m²

Der Blick über die weite türkise Wasserfläche des Genfersees gegen Süden mit den aufragenden Bergspitzen des französischen Chablais-Massivs ist atemberaubend. Auch Le Corbusier war beeindruckt von diesem Bergpanorama und baute gemeinsam mit Pierre Jeanneret für seine Eltern 1923 die 64 m² kleine *Villa Le Lac*. Diese gilt als früher Ausdruck des Minimalismus und wurde in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen.

Sophie Morards Wochenendhaus steht in St. Gingolph am gegenüberliegenden Ufer nahe der Grenze zu Frankreich. Hier, wo die Berge aus dem Alpensee aufstreiben, bietet ein Uferstreifen gerade genug Platz für die Straße, die Bahngleise und eine Reihe kleiner Ferienhäuser. In strengen Wintern herrscht Lawinengefahr, die eine ganzjährige Benutzung der Häuser aufgrund strenger Bestimmungen unmöglich macht. Diese Einschränkung betrifft Sophie kaum, da sich ihr Büro SHE Architecture und somit auch der Lebensmittelpunkt im eine Stunde entfernten Skiort Verbier befindet. Von dort aus bearbeitet sie die Aufträge für Bauherren, deren exklusive Chalets in die Jahre gekommen sind und neu gestaltet werden sollen. Gerne widmet sie sich mit ihren drei Mitarbeitern auch interessanten Neubau-Aufträgen aus dem Rhonetal.



Potential erkannt

Sophies Ehemann erwarb 1998 ein kleines Häuschen am See. Seit einigen Jahren nützt es sein Sohn erfolgreich als Wakesurfing-Zentrum und sie verbrachten dort gerne ihre Freizeit. Sophie wiederum sah ein anderes Potential an diesem Ort: Ein Häuschen aus den Sechzigern auf dem Grundstück nebenan schien allmählich zu verfallen. Nach längeren Verhandlungen gelang es dem Paar, den Vorbesitzer zum Verkauf dieses Objekts zu bewegen.

Sophie hatte bereits konkrete Vorstellungen und Pläne im Kopf. „Christian gab mir freie Hand“, erinnert sie sich. „Sein einziger Wunsch war eine geräumige Sommerküche, in der er sich dem Kochen und der Bewirtung unserer Freunde widmen konnte. Somit waren die Rollen verteilt und unsere Gäste und ich genießen es, hier am See von ihm verwöhnt zu werden.“

Planen nach Plan

Im weitesten Sinne auch von Le Corbusiers Haus am See inspiriert, widmete sie sich intensiv der Neugestaltung des vorhandenen Baukörpers, dessen verwertbare Substanz sich auf die Struktur beschränkte. Der Grundriss durfte wegen des strengen Raumordnungsgesetzes nicht erweitert werden. Daher suchte sie nach gestalterischen Möglichkeiten, wie sie aus den 64 Quadratmetern ein Maximum an Volumen und Raumgefühl erzeugen könnte. Durch einen asymmetrischen Erker mit einem großen, in Richtung See gerichteten Fenster schuf sie nicht nur eine Nische zum Verweilen und Genießen, sondern auch ein romantisches Gästebett für zwei. Eine fein gegliederte gläserne Trennwand zwischen dem zentralen Koch- und Essbereich und dem Schlafzimmer mit Bad bringt im Alltag das gesamte Volumen zur Geltung und wird bei Bedarf mit einem Vorhang aus Leinen geschlossen. Öffnet man auch die Schiebetüren zur großen Terrasse und zum See, fühlen sich Gäste völlig frei und die Grenze zwischen Innen- und Außenraum scheint zu verschwinden.



Nur nicht auffallen

„Die Umgebung am See ist nicht so sehr durch die Landschaft definiert wie bei meinen Projekten in den Bergen.“ Hier erzeugen die Wasserfläche und der Himmel Weite“, erklärt die Architektin. „Ich wollte das Haus optisch mit der umliegenden Landschaft verschmelzen lassen.“ Bei der Suche nach geeigneten Materialien stieß sie auf Aluminium und damit auf das Zackenprofil von PREFA in der Farbe Bronze. Fugenlos und präzise verlegt, entstand jene Optik, die sie sich vorgestellt hatte. In Verbindung mit dem Prefalz-Dach und dem Entwässerungssystem schaffte der Spengler eine einheitliche und nachhaltige Gebäudehülle, die den wechselnden Wetterbedingungen am See langfristig widersteht. „Der Bauprozess inklusive der Außenanlagen dauerte nach der Planung nur sechs Monate. Wir konnten es dennoch kaum erwarten, hier endlich das erste Wochenende zu verbringen“, erinnert sie sich.

„Die Umgebung am See ist nicht so sehr durch die Landschaft definiert wie bei meinen Projekten in den Bergen. Hier erzeugen die Wasserfläche und der Himmel Weite.“





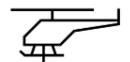
Fernweh ist passé

„Die Nähe zum See ist genial. Besonders in der Früh ist das Wasser klar“, schwärmt Sophie. „Wir verbringen viel Zeit mit Schwimmen und Wakesurfing.“ Gerade einmal acht Meter liegt die Seekante von der Küche entfernt. Kurz einmal vom Terrazzo der Küche über die Terrassendielen aus Esche und den weichen Rasen zu laufen, bereitet Sophie Vergnügen. „Mir ist die Haptik eines Ortes sehr wichtig“, erklärt sie. Ihr Mann genießt den Liegeplatz am Wasser und verbringt möglichst viel Zeit draußen. „Seit wir hierhergezogen sind, hat Christian vielleicht zwei Mal im Badezimmer geduscht“, erinnert sich die Architektin. Er verwendet bei jedem Wetter lieber die Außendusche.

Dem Treiben an der Schweizer Riviera sehen die beiden mit gehöriger Distanz von weitem entspannt zu. Wenn es ihnen aber doch einmal zu ruhig wird, erreichen sie mit dem Boot in nur 15 Minuten den Hafen der Seemetropole Montreux.



Dünne Luft unterm Rotorblatt



Interviews: Katharina Wyss
Text: Carl Bender
Fotos: Christian Pfammatter

Mit der Air Zermatt AG hat die Schweiz eine schlagkräftige private Organisation, die im hochalpinen Raum nicht nur in Bergnot geratene Menschen rettet, sondern auch bei Baustellen in extremen Höhen zum Einsatz kommt. Know-how und Präzision dieses Teams sind international gefragt und werden in einem dichten Kursprogramm an Notfallmediziner, Bergretter, Feuerwehrleute und Piloten weitergegeben. Wir sprachen mit einem Piloten, einem Bauleiter und einem Spenglermeister, die von der Arbeit in großen Höhen fasziniert sind.

Es dürfte nicht viele Orte in Europa geben, an denen sich Bergtourismus so entwickelt hat wie im Mattertal. Die Erstbesteigung des Matterhorns im Jahr 1865 dauerte mehrere Tage und kostete drei Bergsteigern das Leben. Der Rekord des Bergläufers Andreas Steindl von 2011 liegt bei 2 Stunden und 57 Minuten für die Strecke vom Zollhaus in Zermatt auf den 2915 Meter höher gelegenen Gipfel. Und heute erreichen täglich unzählige Gäste mit der Seilbahn trockenen Fußes die Bergstation Matterhorn Glacier Paradise auf 3458 Metern in unter 50 Minuten.

Es geht noch höher

Derzeit wird auf 3883 Metern, der höchsten Baustelle Europas, mit dem Matterhorn Glacier Ride II die Lücke ins italienische Cervinia im Aostatal geschlossen. Auf solchen Baustellen herrschen eigene Gesetze. Platzmangel zwingt die Baufachleute der Ulrich Imboden AG dazu, die Station am kleinen Matterhorn von oben nach unten zu errichten. Trotz einer eigenen Materialeilbahn kann man hier auf Anlieferungen mit den Helikoptern nicht verzichten.

Du musst Nein sagen können

Thomas Pfammatter arbeitet seit 28 Jahren für die Air Zermatt. Nach seiner Ausbildung zum Berufspiloten und einer fünfjährigen Spezialausbildung blickt er heute als einer von insgesamt fünfzehn Helikopterpiloten bei Air Zermatt auf seine Erfahrung aus 11.000 Flugstunden zurück. „Das Wichtigste ist ein starker Charakter. Wenn es darauf ankommt, musst du Nein sagen können. Hier im alpinen Gelände lauern Gefahren, die für die meisten Menschen nicht erkennbar sind. Da musst du hart bleiben und den Flug abbrechen oder den Start verschieben. So lange, bis sich die Situation normalisiert hat. Egal wie viele Arbeiter auf einer Baustelle auf Material warten und ob es dadurch zu Verzögerungen kommt“, erzählt uns Thomas. „Als Pilot trägst du allein die Verantwortung.“



Pilot Thomas Pfammatter

Unterlastflüge gehören zur hohen Schule des Fliegens. Dabei werden Lasten zwischen 500 und 1000 kg an Seilen von A nach B geflogen. Je nach Gelände und Bedarf verwendet er Seile mit einer Länge von 20 bis 100 Metern. „Wir transportieren alles, was nicht über andere Wege wie etwa Materialeilbahnen zur Baustelle gebracht werden kann. Gerüste, Schalungstafeln, Beton bis hin zu Kompressoren, Werkzeug oder auch Materialien für den Innenausbau wie Möbel oder Fenster. Vorausgesetzt, dass vorher alles in transporttauglichen Kisten mit einem durchschnittlichen Gewicht von 750 kg verpackt wurde. Dafür sorgen unsere Flughelfer, die entsprechend geschult sind und die Kunden unterstützen. Es wäre fatal, wenn sich während des Fluges etwas lösen würde und wie ein Geschoss am Boden einschlägt.“

Das maximale Frachtgewicht ist von der Lage der Baustelle, von der Außentemperatur und von den Winden abhängig. Die Luftdichte sowie die Leistung der Triebwerke nehmen nach oben hin ab und damit auch der Gesamtauftrieb. Starke Auf- und Abwinde führen zur Instabilität und zwingen den Piloten den Kurs zu ändern. „Unter guten Bedingungen und wenig Treibstoff an Bord schafft man es Lasten bis 400 kg auf 4000 Meter Seehöhe zu fliegen. Solange man sich im Steigflug befindet, ist das kein Problem. Die volle Leistung



wird der Turbine erst im Schwebeflug beim Absetzen der Last abverlangt“, erklärt Thomas und erzählt weiter: „An normalen Tagen hingegen fliegt man, was das Zeug hergibt. Dann sitzt du sieben Stunden lang im Cockpit, verschmilzt regelrecht mit dem Helikopter und reagierst instinktiv auf ungewollte Bewegungen. An Tagen mit guten Bedingungen fühle ich mich wie im Flow und merke nicht, dass ich den ganzen Tag höchst konzentriert gearbeitet habe. Das macht richtig Spaß.“



Donat Perren ist von Beruf Spenglermeister in Zermatt und einer der vielen Unternehmer, die bei ihrer Arbeit auf Lasten Transporte per Hubschrauber angewiesen sind. „Du hast meistens keine andere Möglichkeit, dein Material, das Werkzeug und oft auch die Arbeiter schnell und sicher auf die Baustelle zu bringen. Mit der Zeit haben wir gelernt damit umzugehen, wir denken schon bei der Planung an Gewicht und Abmessungen der einzelnen Transporteinheiten.“

Wie gut er und sein Team auf Baustellen im Hochgebirge vorbereitet sind, haben sie beim Erweiterungsbau der Bergbahnstation Trockener Steg auf 3000 Metern im Sommer 2021 bewiesen. „Das Gebäude steht exponiert. Da müssen alle vorbei, die aufs Matterhorn oder nach Italien wollen. Das hat mich gereizt, wir haben uns daher sehr bemüht, den Auftrag für die Fassade zu bekommen“, erzählt Donat. „Um sicher zu sein, dass die Fassade den Windkräften widersteht, ließen wir von PREFA eine Haftberechnung vornehmen. Dabei werden Parameter wie Seehöhe, Exposition, Material oder Bahnlängen einbezogen und die Abstände der Schiebe- und Fixhaften errechnet. Die Details haben wir selbst geplant, wir haben jeden Durchbruch mit den Fenster- und Lüftungsbauern abgestimmt. So konnten wir im Dorf jeden Fassadenabschnitt vorbereiten, flugtauglich verpacken und etappenweise zur Baustelle fliegen lassen. Die Montage war dann nur mehr Handarbeit.“ Er hat selbst fünf Wochen lang auf der Baustelle gearbeitet: „Wenn du einmal so eine coole Baustelle hast, dann musst du es auch auskosten und genießen.“

Wir haben auch **Klaus Gitz** getroffen. Er ist seit seiner Kindheit mit dem Bauen in extremen Höhen verbunden. „Mein Vater war in den 80er Jahren in der Verwaltung bei der Firma Imboden beschäftigt und hat in mir mit seinen Erzählungen von spannenden Projekten, wie dem Bau der Pendelbahn am kleinen Matterhorn, die Lust auf den Beruf am Bau geweckt.“ Gleich nach der Maurerlehre und bereits beim Bau der Monte Rosa Hütte eingeteilt, stellte er fest, „dass hier oben nicht immer alles nach Plan verläuft“. Anstatt betonieren heißt es oft tagelang gegen Schneemassen ankämpfen und die Baustelle sichern.



© Myrina Perren-Possa

Spengler Donat Perren



© Klaus Gitz

Bauleiter Klaus Gitz



© Zermatt Bergbahnen AG (2x)

Inzwischen kümmert er sich als Polier um die Beschaffung der Materialien, trifft Entscheidungen, die im Tal nur von Bauführern getroffen werden und hält sein Team zusammen. Jeder Wechsel oder Ausfall eines Arbeiters bedeutet, dass neues Vertrauen aufgebaut werden muss. Und das ist nicht so einfach bei einem gefährlichen Job, wo man auf Grund der Höhenlage um etwa 30% weniger Leistung erbringt. „Wir sind wie eine Familie und hoffen immer, dass es zu Folgeprojekten kommt und unser Team nicht getrennt wird.“



Nomaden der Berge

Auch in der Schweiz ist die Verdichtung in der Raumplanung das Gebot der Stunde. Was Architekten und Politiker heute beschäftigt, galt im Walliser Bergdorf Grimentz seit Beginn der Besiedlung als Überlebensstrategie. Wir waren mit PREFARENZEN vor Ort und trafen Bewohner, die bis heute mit der Wohnkultur des Stockwerkeigentums verbunden sind.

Bis ins frühe 19. Jahrhundert war der Boden im Walliser Rhonetal schwer zu kultivieren, es gab Sümpfe und Malaria. Um überleben zu können, entschieden sich die Menschen bereits vor mehr als 1000 Jahren dazu, die schneefreien Monate gemeinsam mit ihren Tieren in entlegenen Höhen auf 1600 Metern zu verbringen und die fruchtbaren Böden zu bewirtschaften. Anfangs waren sie bis zu einem Viertel ihres Lebens auf der Wanderung zwischen dem Tal und ihrem Sommerquartier, dem heutigen Bergdorf Grimentz unterwegs. Daraus entstand jene einzigartige Arbeits- und Kulturform des Alpenraums, die bis in die 1950er Jahre das Leben bestimmte. Diese klimabedingte Wanderweidewirtschaft, auch Transhumanz genannt, kennt man vorwiegend aus südlicheren Regionen und war in der Schweiz eine Seltenheit.

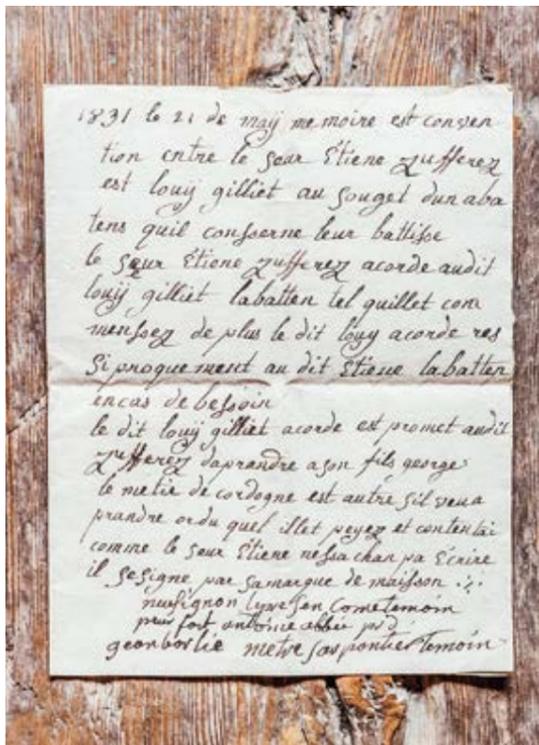
Von Beginn an haben sich die Bauern auf einer nach Südosten gerichteten Sonnenterrasse oberhalb eines Flusses niedergelassen und diese für den Anbau von Getreide und Gemüse und als Weide genutzt. Fleiß und Ausdauer waren über Jahrhunderte hinweg ungebrochen. Gemeinsam wurden stabile Unterkünfte aus Stein gebaut, Holz konnte erst viel später gefällt und transportiert werden. Die ersten Keller wurden vor 900 Jahren errichtet, um wertvolle Güter wie Trockenfleisch, Käse, Getreide, Saatgut, aber auch Kleidung vor Schädlingen und Bodenfeuchte zu schützen. Drei große gemauerte Steinkeller im unteren Ortsteil sind auch heute noch in Verwendung.

*Interview: Katharina Wyss
Text: Carl Bender, Katharina Wyss
Fotos: Croce & Wir*

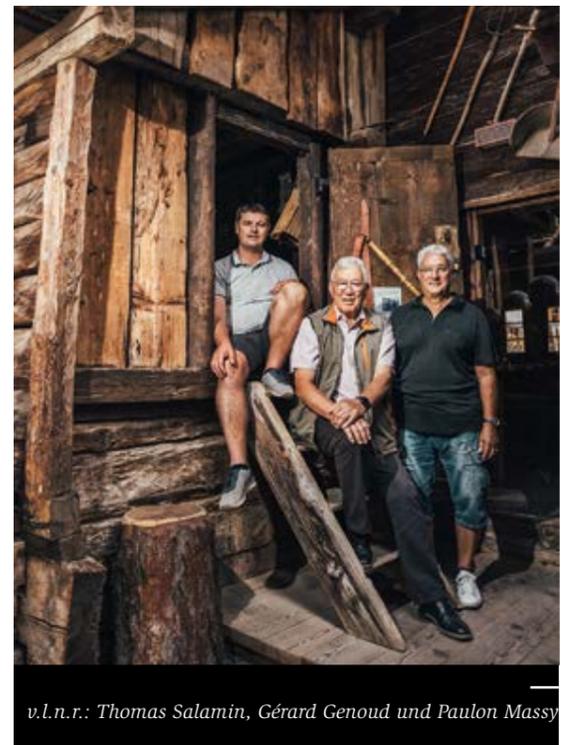


Bereits im 13. Jahrhundert bildete sich eine Vereinigung von Dorfbauern, die ihre Arbeiten durch eine gemeinsame Nutzung von Werkzeugen, Gütern, Ideen und Menschenkraft organisierten. Man erkannte im Dorf die Vorteile und folgte der Idee einer Bourgeoisie. 1480 beschloss man ein eigenes Bürgerhaus zu bauen. „Zunächst nur ein Keller, dann ein erster Stock, um diejenigen zu beherbergen, die nichts zu essen hatten oder an Prozessionen teilnahmen. Das zweite Stockwerk wurde erst 1550 fertiggestellt und blieb ausschließlich den Bürgern vorbehalten. Hier wurden und werden bis heute alle Aufgaben in Zusammenhang mit der Verwaltung der Bürgergemeinde geregelt, diskutiert und entschieden“, erzählt uns der derzeitige Präsident des Bürgerrats, Thomas Salamin, im Wappensaal des traditionsreichen Hauses.

Um fruchtbare Böden langfristig zu erhalten, ließ die Bourgeoisie neuen Wohnraum nur auf blankem Felsen oder als Etage auf bestehenden Häusern errichten. Entstand durch Heirat oder Zuwanderung Bedarf an neuem Wohnraum, wurde vom Bürgerrat bestimmt, auf welchem Bestandsgebäude ein Stockwerk errichtet werden durfte. Erst nachdem das Dach entfernt war, konnte mit dem Bau des neuen Stockwerks begonnen werden. Der Zusammenhalt innerhalb der Gemeinde war groß, weshalb solche Vorhaben während eines Sommers realisiert werden konnten. Oft vergrößerte man die Nutzfläche durch Vorsprünge oder Balkone. So entstanden die für das Ortsbild typischen Häuser mit bis zu vier Stockwerken und eigenen Zugängen über Außentreppen. Den Fortschritt, den die am Rande des Dorfs errichtete und mit Wasser betriebene Säge mit sich brachte, ist bei den oberen Etagen an den gesägten und halbierten anstatt gehackten Bohlen gut erkennbar. Unbenutzte Gebäude gab es in Grimentz nicht. „Wir hatten hier Tauschhandel“, erklärt Gérard Genoud und zeigt uns ein Dokument aus dem Jahr 1830.



„Hier tauschte jemand ein Zimmer gegen einen Garten. Man machte das aus Notwendigkeit und nicht, um Geschäfte zu machen.“ Diese Art des Stockwerkeigentums hat sich in Grimentz über Jahrhunderte bewährt und existiert noch heute.



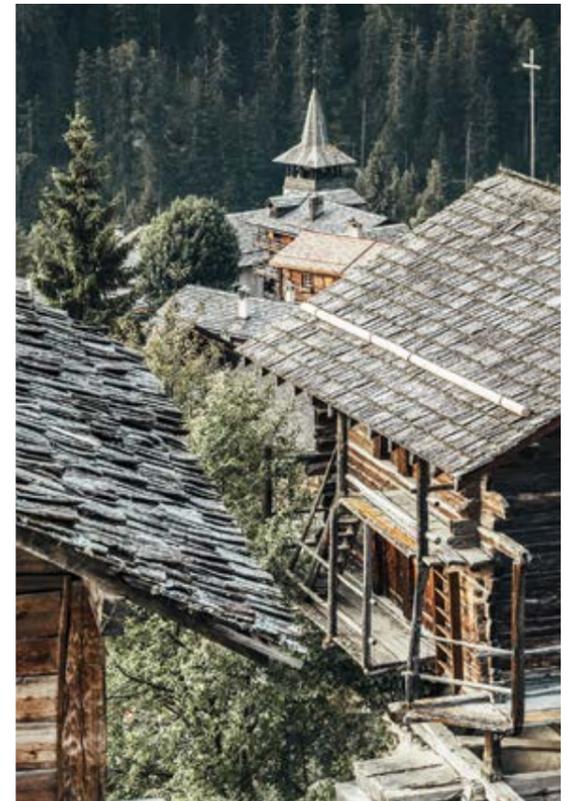
v.l.n.r.: Thomas Salamin, Gérard Genoud und Paulon Massy

Gérard Genoud wurde um 1940 in einem der aufgestockten Häuser auf engem Raum geboren und verbrachte sein ganzes bisheriges Leben hier am Berg. „Das Leben fand draußen statt. Es gab Kühe, Schafe und Ziegen und damit alles, was man brauchte. Die Felder wurden mit Roggen und Kartoffeln bestellt. Als Kind hütete ich die Tiere auf den Weiden, später wurde ich bei den Holzarbeiten im Wald gebraucht. Erst am Abend traf sich die Familie, zum Essen und zum Schlafen.“





Das „Haus der Großmutter“



Das „Haus der Großmutter“, eine Wohnstätte aus dem Jahr 1529 im Erdgeschoss eines der vierstöckigen Chalets, wird als Museum geführt. Dank der umfangreichen Sammlung von originalen Möbeln, Utensilien und Werkzeugen erfährt man, unter welchen Bedingungen damals eine Großfamilie auf beschränktem Raum gewohnt hat. Um Platz zu sparen, gab es meist nur ein Bett mit einer Bettschublade, die zur Schlafenszeit ausgezogen wurde.



Die Wanderweidewirtschaft sicherte bis in die 50er Jahre das Auskommen vieler Grimentzer. Erst mit dem Bau des Moiry-Staudamms war es für sie einfacher, neben der Tauschwirtschaft tatsächlich Geld zu verdienen. Viele widmeten sich daher dem wachsenden Tourismus, was dazu führte, dass sie die arbeitsintensive Viehwirtschaft allmählich aufgaben.

Paulon Massy war in den Siebzigern des letzten Jahrhunderts für die Erstellung eines Katasterplans verantwortlich. „Die Weiden rund um das Dorf wurden an Investoren verkauft“, erinnert er sich. „Heute sind es 450 Grimentzer, die das ganze Jahr über hier wohnen, während der Hochsaison leben im Ort bis zu 7000 Personen.“

Das Ortsbild mit den historischen Häusern wird vom Bürgerrat im Sinne des Denkmalschutzes geschützt und erhalten, obwohl sich die Eigentumsverhältnisse innerhalb des Dorfes im Laufe der Zeit stark verändert haben. Die meisten Etagen werden als Ferienwohnungen vermietet oder an Interessenten verkauft. Die durch das System des Stockwerkeigentums entstandenen außenliegenden Zugänge erhalten somit wieder eine neue Bedeutung.





Mikromobilität mit Schweizer Schick

Die Vision der Gründer des neuen Microlino 2.0 ist so bunt wie Pop Art, fährt elektrisch und fasziniert mit minimalistischem Design, einer robusten Karosserie und einem Gehäuse aus Stahl, Alu und Kunststoff.

*Das Team der PREFARENZEN hat sich mit Co-Founder **Merlin Ouboter** über Hierarchien im Straßenverkehr, Speckgürtel und Qualität unterhalten.*

Text: Mara J. Probst | Foto: Croce & Wir/Micro

Jedes Kind hat einen zu Hause, und auch ins Büro ist man schweizweit vielerorts vom Bahnhof zum Arbeitsplatz mit dem klappbaren Tretroller mit oder ohne Elektroantrieb unterwegs. Wim Ouboter erfand ihn *back in the 90s* unter dem Label Micro. Und es stimmt damals wie heute: Die Schweizer lieben ihre Trottis! Ja, nun im 21. Jahrhundert angekommen, sprudelt es gleich so aus der hauseigenen Designfabrik, die jährlich neue Artikel von Trottis und Rollern über kombinierte Produkte bis hin zu Zeugs und Krimskrans für die ganze Familie auf den Markt bringt. War es nach dem E-Scooter nur noch ein Schritt zum Leichtelektrofahrzeug? Wir treffen Merlin Ouboter, den Sohn des Firmengründers, online für ein Gespräch. Er begrüßt uns über den Bildschirm aus Zürich, seine Zimmerwand schmückt ein Poster mit bunten Microlinos. Was das ist? Der Microlino ist ein elektrisches City Car, welches den Kabinenrollern aus den 50er Jahren nachempfunden ist: Er kommt auf vier Rädern daher, will aber nicht in der Ecke eines Senioren Leichtkraftfahrzeugs parkiert werden. Dafür ist er zu schnell und ohne Führerschein – geht's leider nicht. Aber Auto: das ist der Microlino auch keines. „*This is not a car!*“, verlaublich der Slogan des Familienunternehmens. Ausstieg vorne, Querparken zum Trottoir hin möglich.

Der Nachwuchs-Innovateur Merlin Ouboter ist stolz auf sein Herzensprojekt, das auch schon einige Höhen und Tiefen erlebt hat. „Unter dem Strich würde ich aber wieder alles genauso machen“, sagt er offen: die Produktion auslagern und dann doch wieder auf Reset drücken.

Auch das Studium für Produktdesign würde er nach einem Semester wieder an den Nagel hängen. In das Erfolgsrezept des Unternehmens gehört eben eine großzügige Prise Leichtigkeit. Denn weniger ist mehr – so das Pneuma der Mikromobilität. Nicht schwer, sondern leicht, nicht ernst, sondern spaßig, nicht verkorkst, sondern wendig. „Wir setzen beim Microlino vor allem auf einfaches und ausgeklügeltes Design, hochwertige Komponenten und ein lässiges Fahrgefühl“, fasst es Merlin Ouboter, der sich in der Micro Mobility Systems AG um den Bereich Marketing und Sales kümmert, zusammen. „Die Beschleunigung von 0 auf 50 macht einfach Spaß“, erzählt er begeistert. Und stellt die rhetorische Frage in den Raum: „Was soll ich mit einem SUV in der Stadt?“ Auch wenn es schon Elektro-SUVs gebe: Die Batterie eines solchen Riesens wiege so viel wie ein ganzer Microlino samt Inhalt.

Schon als man das erste Mal im Jahr 2015 über einen Microlino nachdachte, war Nachhaltigkeit ein Thema. Ein leichtes und dynamisches Lebensgefühl im Vergleich zu Statussymbolen ist den Brüdern und Gründern von Microlino, Merlin und Oliver Ouboter, eine Selbstverständlichkeit. Natürlich beeinflussen wir mit solchen Mobilitätskonzepten auch die Stadtentwicklung: „Wir sind mit Zürich, Basel und Bern im Gespräch und möchten unseren Teil zu flacheren Hierarchien im Verkehrsnetz beitragen.“ Auch Car-Sharing Plattformen haben bei den Jungs bereits angeklopft. Aber zuerst wolle man sich auf seine Privatkunden fokussieren.

30.000 Menschen warteten im Frühling 2022 auf ihr kleines, hübsches und ressourcenschonendes Gefährt, allein in der Schweiz. Wer außerhalb der Schweiz heiß auf ein 90 Kilometer pro Stunde schnelles Fahrzeug ist, mit dem man vom Speckgürtel-Grünraum gut in die Stadt flitzen und notfalls auch ein Stück weit auf der Autobahn zurücklegen kann, der muss sich noch mindestens bis Jahresende gedulden. Für jene Schweizer, die sich vormerken ließen und ihre Anzahlungsgebühr von 500 Franken vorab beglichen, startete mit Juli 2022 der Verkauf.

Für die Produktion ließ man sich in Turin an der Seite eines Elektroautoherstellers nieder. Der Microlino sollte noch robuster werden, so bekam er in der Version 2.0 beispielsweise ein Chassis aus Stahl und Alu und ein Gehäuse, das an der Seite aus Alu und vorne aus Stahl gefertigt ist, sowie einfach auswechselbare Stoßfänger aus Kunststoff vorne und hinten. Und die Farben? Es kommt nicht von ungefähr, wenn die Pioneer Serie des Microlino in Atlantis Blau und Torino Aluminium anrollt: Torino – darin versteckt sich der Name der Produktionsstadt, und so blau wie der Atlantik, das ist auch das Auto der Partnerfirma Cecom, deren Bluecar man von Car-Sharing Anbietern aus Paris kennt. Beim Design zählte man auf die Icona Design Group Turin. „Wir sind mit unseren heutigen Partnern sehr zufrieden“, sagt Merlin Ouboter. Alles tipptopp also! Was es in Zukunft sonst noch alles geben wird, will er uns noch nicht verraten. Aber bestimmt ist es bunt, macht frei und weht einem den frischen Wind um die Ohren.

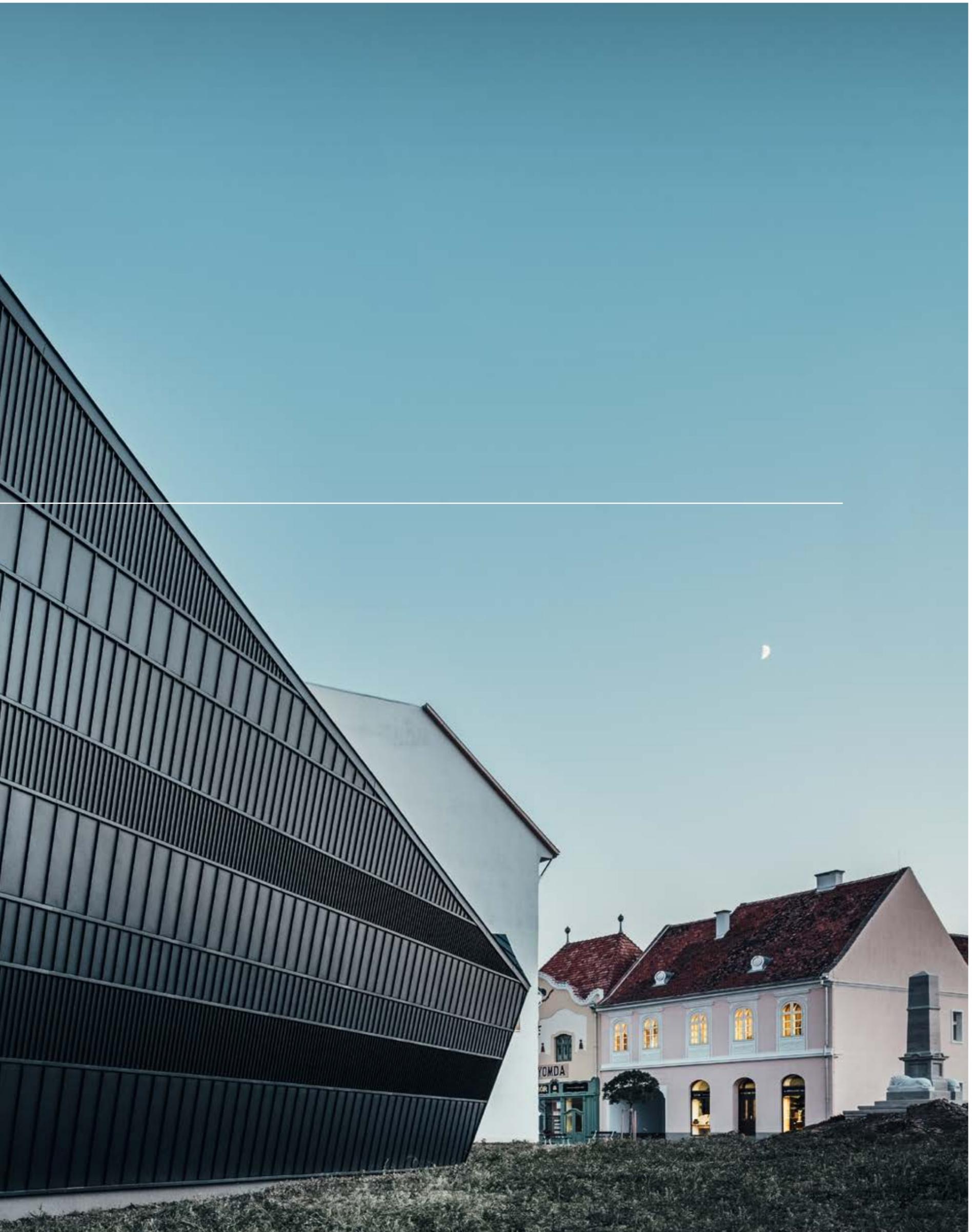
Komplex: Perplex

Ein Besucherzentrum an der Grenze



Objekt: Skanzen Besucherzentrum
Produkt: Prefalz
Farbe: P.10 Schwarz
Architekt: István Bársony





Komplex: Perplex

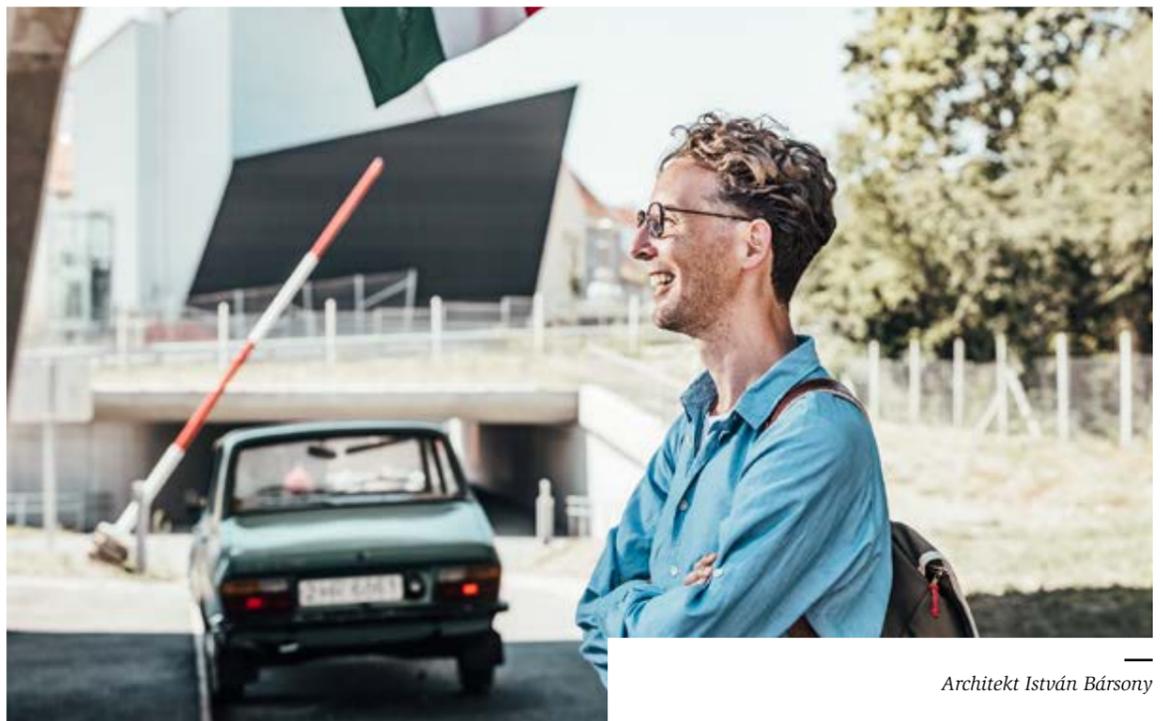
Das Museumsareal Skanzen bei Szentendre, mit der offiziellen Bezeichnung „Ungarisches Freilichtmuseum“, wurde nach zwanzigjähriger Vorbereitung um einen neuen Komplex von 60 auf insgesamt 75 ha erweitert. Ein eingespieltes Team aus Experten setzt hier das kulturelle und geistige Erbe der in Siebenbürgen lebendenden Ungarn auf besondere Art in Szene.

*Text: Carl Bender
Fotos: Croce & Wir*

Den neuen Museumsabschnitt haben wir im Mai 2022 offiziell eröffnet“, erzählt der leitende Architekt des staatlichen Museums **Miklós Buzás**. Er zeigt auf die andere Seite der Straße, die zum Duna-Ipoly-Nationalpark führt und hier das Museumsareal in die Bereiche Ungarn und Siebenbürgen teilt. Von der ungarischen Seite führt der Weg zuerst durch eine nachgebaute Grenzstation und dann durch einen Tunnel unter der Straße hinüber zu dem neu konzipierten Komplex auf „rumänischem Boden“.

Architekt **István Bársony** aus Budapest gewann den Auftrag für die Planung des Besucherzentrums über einen geladenen Wettbewerb. „Zu diesem Zeitpunkt war das Grundstück noch unbebaut und es gab vor Ort keinerlei gestalterische Anhaltspunkte“, erinnert er sich. Es lag lediglich eine Studie vor, die die Form und die Kubatur der zukünftigen Eingangshalle vorgab sowie eine Liste mit den geforderten Funktionen.

Den Höhenunterschied von tief unter der ursprünglichen Geländekante bis hinauf zum eigentlichen Eingang nach Siebenbürgen löste er durch breite Treppen, die von hohen Zäunen umgeben sind und an schwer überwindbare Grenzen erinnern könnten. Im Raum darunter befindet sich ein kleiner Museums-Kiosk, dessen kreisförmiges Portal die optische Mitte des Ensembles bildet. Aus dem Servicegebäude mit Sanitär- und Technikräumen ragt ein mächtiger gläserner Aufzugsturm, der neben der Funktion eines barrierefreien Zugangs auch die bizarre Skyline vollendet.

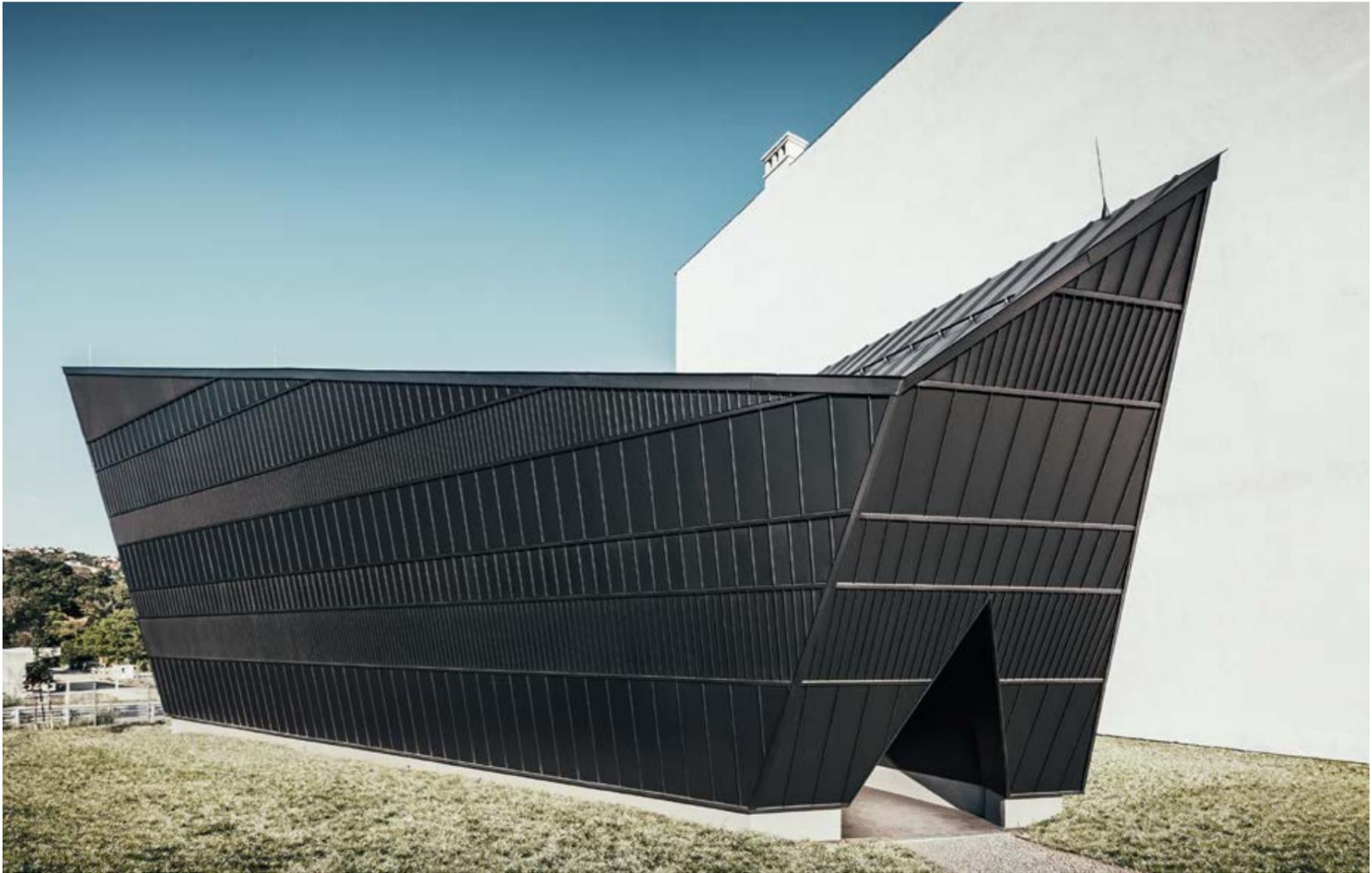


Architekt István Bársony

Da war aber auch noch der Monolith, dessen Detailplanung ein wesentlicher Teil des Auftrags war. „Die ursprüngliche Idee des Bauherrn, Holzschindel für die Fassade zu verwenden wurde verworfen. Mir war es wichtig, den Kontrast zur dahinterliegenden kleinstädtischen Häusergruppe aus dem 19. Jahrhundert noch stärker zu betonen und ich habe mich für das schwarz beschichtete Aluminium entschieden. Mit diesem Material konnte ich eine Stehfalztechnik-Struktur entwickeln, die je nach Lichteinfall und Wetter unterschiedlich wahrgenommen wird.“ Auf die Frage, ob das Design in einem Zusammenhang zum Thema des Museums steht, antwortet er: „Nein, nur der Effekt war mir wichtig.“



Spenglermeister Árpád Bagyinka



Bei der Realisierung der auffälligen Fassade braucht es handwerkliches Geschick, Erfahrung und Durchhaltevermögen. Davon hat **Árpád Bagyinka**, ein in der Branche angesehener Spenglermeister aus Budapest, mehr als genug. Die Länge der Scharen pro umlaufendem Band unterscheiden sich je nach Neigung der Fassade. Dies bedingte, dass je Format mehrere Varianten hergestellt werden mussten. Der Zuschnitt, die Kantung und die Falze wurden in der Werkstätte maschinell vorgefertigt.

Vor der Montage wurden auf eine Vollschalung Hilfslinien mittels Schnürung aufgebracht, nach denen gearbeitet wurde. Insgesamt waren es mehrere tausend Einzelteile, die von den Spenglern händisch mit Falzzangen zum endgültigen Fassadenbild zusammengefügt wurden. „Exakt vierundsiebzig Tage waren wir zu viert mit der Montage auf der Baustelle beschäftigt. Oft arbeiteten wir am Abend bis in die Dämmerung oder auch an Wochenenden. Die Begeisterung war so groß, dass wir alles daran setzten, die vereinbarten Termine einzuhalten. Rückblickend gesehen hat sich das bezahlt gemacht. Diese Fassade ist für mich mit Sicherheit das bisher schwierigste, aber auch das schönste Projekt“, schwärmt Árpád Bagyinka.

Das neue Besucherzentrum des Museums ist aus allen Richtungen gut sichtbar und gilt seit seiner Fertigstellung als Symbol für den neuen Museumskomplex. Nach dem Aufstieg über die Treppe oder mit dem Lift erreicht man die große fensterlose Eingangshalle und landet in der beeindruckenden, großflächigen Rundum-Videopräsentation, die Besucher in die Geschichte Siebenbürgens entführt.





Verlässt man das Gebäude, befindet man sich inmitten einer Kleinstadt, in der das bürgerliche Leben im 18. Jahrhundert dargestellt wird. Dafür ließ man sechs Häuser aus verschiedenen Regionen Siebenbürgens detailgetreu nachbauen und arrangierte diese um einen Stadtplatz. Die Geschäfts- und Wohnräume sind authentisch eingerichtet und werden von im Stil der Zeit bekleideten Mitarbeitern des Museums betreut.

Betritt man etwa das große Postgebäude, empfindet man den Wunsch, wieder Briefe mit einer Feder zu schreiben oder sich beim Amtsleiter über den Fahrplan der Postkutsche zu informieren. Als Besucher wird man eingeladen, Briefe zu sortieren oder die historische Telefonvermittlung zu bedienen. Im ersten Stock wohnt der Postmeister mit seiner Familie. Die Wohnung ist bis ins letzte Detail eingerichtet und der Hausherr erzählt den Besuchern, wie er seinen Alltag bei der Post erlebt.

Gleich daneben befindet sich das Haus des Arztes, gegenüber jenes eines jüdischen Zeitungverlegers und einer armenischen Kaufmannsfamilie, in deren Textilgeschäft man in die Geschichte der Mode eintauchen kann. Ist man an Heilkunde interessiert, besucht man die Apotheke und erfährt, wie Salben oder Medikamente hergestellt wurden und kann sich dabei am gut erhaltenen originalen Mobiliar erfreuen.



Architekt Miklós Buzás



* Erdély ist die ungarische Bezeichnung für Siebenbürgen.



In den meisten Häusern – und das gilt auch für den ländlichen Bereich des Museums – wurden von Historikern, Ethnographen und Designern höchst interessant aufbereitete Ausstellungen und interaktive Visualisierungen geschaffen. Für diese Angebote sollte man sich genügend Zeit nehmen, um mehr über die Zusammenhänge und Entwicklungen der Region am Rand der Transsilvanischen Alpen zu erfahren.

Nach einem Besuch eines traditionellen Kaffeehauses verlässt man die Stadt in die ländliche Region. Die Dorflandschaft mit derzeit noch fünf Dorfhäusern, einer Kirche, der Schule und dem Kulturzentrum wird in den kommenden Jahren etappenweise um siebzehn Objekte ausgebaut. Miklós Buzás: „Ein solches Gebäude, unabhängig davon, ob es aus Stein oder Holz besteht, an seinem ursprünglichen Standort in seine Einzelteile zu zerlegen, zu transportieren und hier in einem neuen Kontext originalgetreu aufzubauen, ist für unsere wissenschaftlichen und technischen Mitarbeiter immer mit großem dokumentarischem und logistischem Aufwand verbunden und dauert viele Monate. Wenn es nicht möglich ist, Originale zu erwerben, oder der Zustand nicht erhaltenswürdig ist, bauen wir – wie etwa bei unseren Stadthäusern – die Gebäude originalgetreu nach.“

„Skanzen ist nicht nur eine Tourismusattraktion, sondern ursprünglich eine Dorfmuseumsabteilung des Ethnographischen Museums in Budapest und seit 1981 auch ein wissenschaftliches Forschungsinstitut. Den Wissenschaftlern geht es um die Erhaltung und Vermittlung bäuerlicher Strukturen, Traditionen und Handwerkstechniken sowie deren Erforschung und Bewahrung für künftige Generationen. Das Museum befindet sich seit seiner Gründung 1967 in einem permanenten Entwicklungsprozess. Bisher wurden bereits Dorfsammenstellungen aus Ungarns neun Großregionen realisiert“, erklärt Miklós Buzás, der als Architekt seit 33 Jahren in der Volksarchitektur tätig ist und sein Wissen über Architekturgeschichte und Denkmalpflege nicht nur an der Universität Budapest an Architekturstudenten, sondern auch an besonderen Aktionstagen bei praktischen Workshops an interessierte Skanzen-Besucher weitergibt.



Ein Trend nach oben

Es ist schon eine Besonderheit, dass nur ein Mann für die erfolgreiche Einführung von PREFA in einem so weitläufigen Land verantwortlich ist: Thomas Nilsen ist meist vollbepackt mit Produkt- und Farbmustern quer durch Norwegen unterwegs.

Egal ob mit seinem Firmenwagen, einem hybriden Volkswagen mit viel Ladefläche, mit dem Zug oder, wenn es weit nach Norden gehen muss, auch mal mit dem Flugzeug. Wo es auch hin geht: Er ist überall ein gern gesehener Partner. Handwerker und Großhändler zehren von seinem umfangreichen Fachwissen und Architekten sind bei ihm auf der Suche nach für sie noch meist unbekanntem Produkten und Lösungen. In einem Land, wo Architektur im Dialog mit atemberaubender Natur steht und mit den Elementen auf Tuchfühlung geht.

— Von Beginn an Teil des Prozesses

„Innovation und Entwicklung haben mich schon während meinem Studium begeistert. Als ich 2017 bei PREFA als Objektberater anfang, wurde mir schnell klar, was meine Mission ist: Ich wollte von Beginn an mit Architekten und Spenglern näher in Kontakt treten. Meine Kunden sind immer wieder erstaunt, welche innovativen Lösungen man mit einer praktischen Arbeitsweise erzielen kann. Dass man vieles nicht bloß bespricht, sondern sich gemeinsam ansieht und Dinge ausprobiert, ermöglicht eine plastischere Art zu denken, und das wirkt sich in Folge auch auf weitere Planungsschritte aus. Ein weiterer Effekt: Wenn die Kommunikation auf allen Ebenen gut läuft, kann ich am Ende auch bei den Details auf eine perfekte Verarbeitung von Seiten der Spengler vertrauen.“

— Ausgezeichnete Materie

„Nachhaltigkeit ist eine der letzten Karten, die wir gegen den Klimawandel in der Hand haben. Was wir tun: Hier in Norwegen wird E-Mobility gefördert, der Umweltverschmutzung und auch der Verschmutzung des Meeres wird mit partizipativen Projekten aktiv entgegengewirkt. Viele haben ihren eigenen Garten und bauen dort unbehandeltes Obst und Gemüse an. Das sind ein paar Dinge, die mir jetzt spontan in den Sinn kommen ... und schlussendlich spielt auch in meiner Arbeit als Objektberater der schonende Umgang mit Ressourcen eine Rolle: Man schätzt unser Dach- und Fassadenmaterial auch wegen seiner Recyclbarkeit und versteht Aluminium als Baustoff der Zukunft.“

— Auf das Ausmaß ...

„Es ist einfach ein großartiges Gefühl, von einem fertigen Projekt ein Foto zu machen und seinen Freunden zu sagen: ‚Ich war da dabei!‘ Wir haben in Norwegen aussagekräftige Architektur. Auch private Einfamilienhäuser werden mit hohem architektonischem Anspruch realisiert. Der Bauherr redet natürlich auch ein Wörtchen mit. Und genau da trifft Architektur auf Entscheidungen, die von Herzen kommen. Zum Material bleibt noch zu sagen: In Norwegen haben wir eine lange Holzbau-Tradition. In den letzten Jahren entdecken auch immer mehr Architekten die Kombination Holz-Aluminium für sich und entwickeln damit eine neue Formensprache. Das mitzuverfolgen, motiviert mich in meiner Arbeit, und am Ende des Tages ist es auch der visuelle und ästhetische Reiz, der mich antreibt.“

— Enge Täler und ein weiter Blick aufs Meer

„Ich bin in dem kleinen Städtchen Skien zu Hause. Das ist auch die Heimatstadt des Dramatikers und Lyrikers Henrik Ibsen und liegt im Süden, circa eine Stunde vom Meer entfernt. An der Küste wachsen wilde Wacholderbeeren. Manche meiner Projekte befinden sich in der Nähe. Nur wenn ich im hohen Norden zu tun habe, nehme ich das Flugzeug, im Süden und Südosten erledige ich alles mit dem Auto. In den tausenden Kilometern, die ich im Jahr unterwegs bin, reise ich zwischen Fjorden, Bergen und atemberaubend schönen Landschaften.“

— Wolkenbrüche inklusive

„Was meine Hobbies angeht, bin ich ein typischer Norweger ... ich bin Nachwuchs-Fußball- und Ice-Hockey-Coach, liebe es zu fischen, bin begeisterter Skifahrer und gehe im Sommer gern auf den Berg. Der Sommer ist hier im Süden mit September zu Ende, im Oktober wird es dann schon recht winterlich. Weil Norwegen zu allen Jahreszeiten starke Wetterumbrüche erlebt, tut es gut, auch zu Hause ein Hobby zu haben, das mehr als nur Zeitvertreib ist: Ich bin Mitglied einer Braugemeinschaft und habe bei mir im Garten meine eigene kleine Craft-Beer-Brauerei. Sich sein eigenes Bier zu brauen hat hier schon seit dem Mittelalter Tradition. Dank vieler junger Brau-Enthusiasten und trendiger Mikrobrauereien haben wir heute zu jedem Essen das passende Bier.“

— Vieles – nur nicht gewöhnlich ...

„In Norwegen zielen die meisten Architekten nicht auf Standardlösungen ab. Sie wollen stets ein bisschen anders sein als die Anderen. Allerdings ist es für manche auch noch immer neu, dass ein reichhaltiges Farbsortiment auch perfekte und gleichbleibende Qualität versprechen kann. Es ist mein Job, Architekten auf neue Ideen zu bringen. Ich habe Kunden, die unsere Produkte schon seit Jahren schätzen und solche, die das Material zum ersten Mal ausprobieren. Für solche ‚Neulinge‘ weitet sich dann der Horizont gestalterischer Möglichkeiten. Nach solchen Begegnungen bin ich schon stolz zu wissen, dass sich meine Reisen bezahlt machen.“

— Blickfänger an der Südküste

„Oft fuhr ich, wenn ich geschäftlich an der Südküste zu tun hatte, an der alten Mühle in Larvik vorbei: einem großen, in die Jahre gekommenen Industriegebäude, das längst nicht mehr genutzt wurde. Als dann der Umbau anstand, war ich voller Freude, als ich erfuhr, dass sich das Büro PV arkitektur bei mir zu den Materialien für eine neue Fassade erkundigen wollte. Das war eines der spannendsten Projekte der letzten Jahre. Der Spengler war sehr kooperativ und ging auf alle Wünsche bis ins Detail ein. So etwas wie ‚das funktioniert nicht‘ gab es nicht. Für mich steht das Projekt für eine richtig gute Zusammenarbeit auf Augenhöhe.“

— Mit vereinten Kräften

„Alles Neue braucht seine Zeit, um akzeptiert zu werden. Die Menschen haben eine gewisse Skepsis und lehnen Dinge ab, die sie noch nicht kennen. Deshalb ist es für mich nach einigen Jahren bei PREFA mehr als nur zufriedenstellend zu sehen, wie in Norwegen immer mehr Menschen unsere Produkte für ihre Projekte entdecken. Egal ob für private Vorhaben oder große Industriebauten – der Trend steigt. Meine Botschaft stößt also auf Resonanz und ich werde sie weiter hinaus in die Welt tragen.“

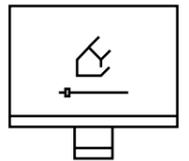
Text: Mara J. Probst
Foto: Croce & Wir

PJ Word Rap

mit THOMAS NILSEN

- Funktionalismus oder Drachenstil?
Drachenstil
- Fleischbällchen oder Kartoffelklöße?
Fleischbällchen
- Ane Brun oder Edvard Grieg?
Ane Brun
- Eisschwimmen oder Roller Skiing?
Eisschwimmen
- Metal oder Rock?
Beides
- Ferien in den Bergen oder am See?
In den Bergen
- Luchs oder Bär?
Bär
- Mit Wolle stricken oder Holz hacken?
Holz hacken
- Theorie oder Praxis?
Praxis
- Wildcampen oder Luxushotel?
Etwas dazwischen
- Kaffee oder Tee?
Tee
- Gedichte oder Abenteuerromane?
Abenteuerromane
- Wanderschuhe oder Tanzschuhe?
Wanderschuhe
- Fleisch oder Fisch?
Fisch





Text: Claudia Gerhäuser

Die Architektur liebt das Rendering

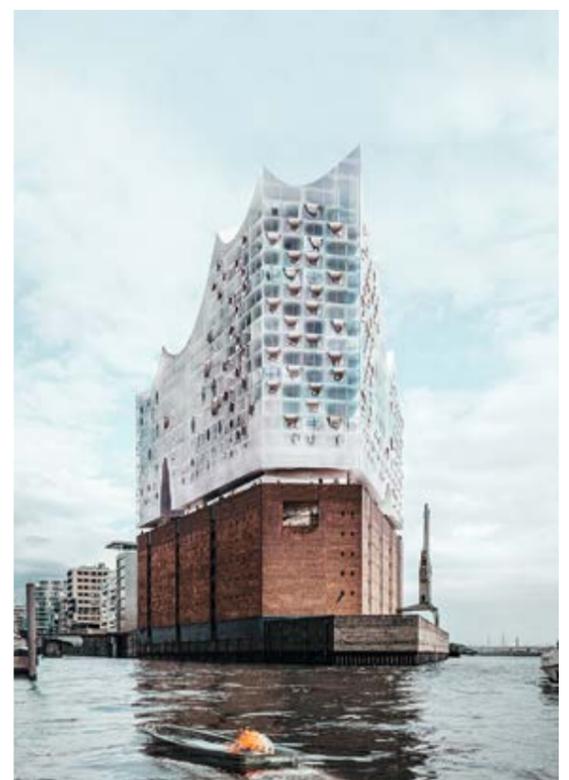
Die Bildproduktion in der Architekturpraxis ist längst ein eigenes Business, das verschiedenste Ziele bedient, Experten hervorbringt und in Zukunft mit künstlicher Intelligenz arbeitet.

Renderings gehören zur Architektur wie das Huhn zum Ei: Das eine scheint ohne das andere nicht möglich. Es sind emotionale, lebenspralle und meist sorgfältig ausgestaltete Darstellungen, die uns für Gebäude und Orte begeistern, welche bis dahin nur in den Köpfen ihrer Entwerfer existierten. Prominentestes Beispiel der zeitgenössischen Architekturproduktion für die Wirkmacht von Renderings ist die Elbphilharmonie in Hamburg, deren Visualisierung ein Millionenbaubudget freigesetzt hat. Ein anderes Beispiel aus dem frühen 20. Jahrhundert sind die Architekturdarstellungen Mies van der Rohes, in denen er seiner Klientel mit schicken Sportwagen, teurer Kunst und teuren Materialien schmeichelte. Wer rendert, manipuliert aber nicht nur einfach. Er verfolgt ein konkretes Ziel und trifft eine Aussage.

Die stimmungsvolle Visualisierung

Die Wettbewerbsplattform **Arch Out Loud**, die aktuelle Entwicklungen im Architekturgeschehen abbildet, möchte mit „Render of the Year“ überzeugende Bilder finden, „die Geschichten von Architektur, Innenräumen, Städten und Welten erzählen, die möglich sein könnten“. 2021 ging der Preis an Tom Burkewitz für seine Arbeit „Church In Nomine Patris“. Das Bild zeigt eine graue Kirchenbaukulptur in der Grassteppe mit einem alten PKW davor und die Stimmung ist kühl, fast unterkühlt, fast einsam.

Abseits einer rein kommerziellen Nutzung der Visualisierungen sind der Fantasie und der Detailgetreue kaum Grenzen gesetzt. Im Vordergrund steht immer eine Emotion, die im Betrachter ausgelöst werden soll. Interessanter Aspekt: Licht und Schatten und Materialität digital zu visualisieren ist teils komplexer als in der Realität, in der die Sonne praktisch täglich automatisch alles für uns in immer wieder neuen Stimmungen rendert. Im World Wide Web dominieren kommerzielle Darstellungen, die überwiegend räumliche Großzügigkeit und geschickt im Bild platzierte Statussymbole vermitteln. Ähnlich einem Kleidungsstil scheint es für jegliche Klientel ein Rendering mit der passenden Stimmung zu geben.



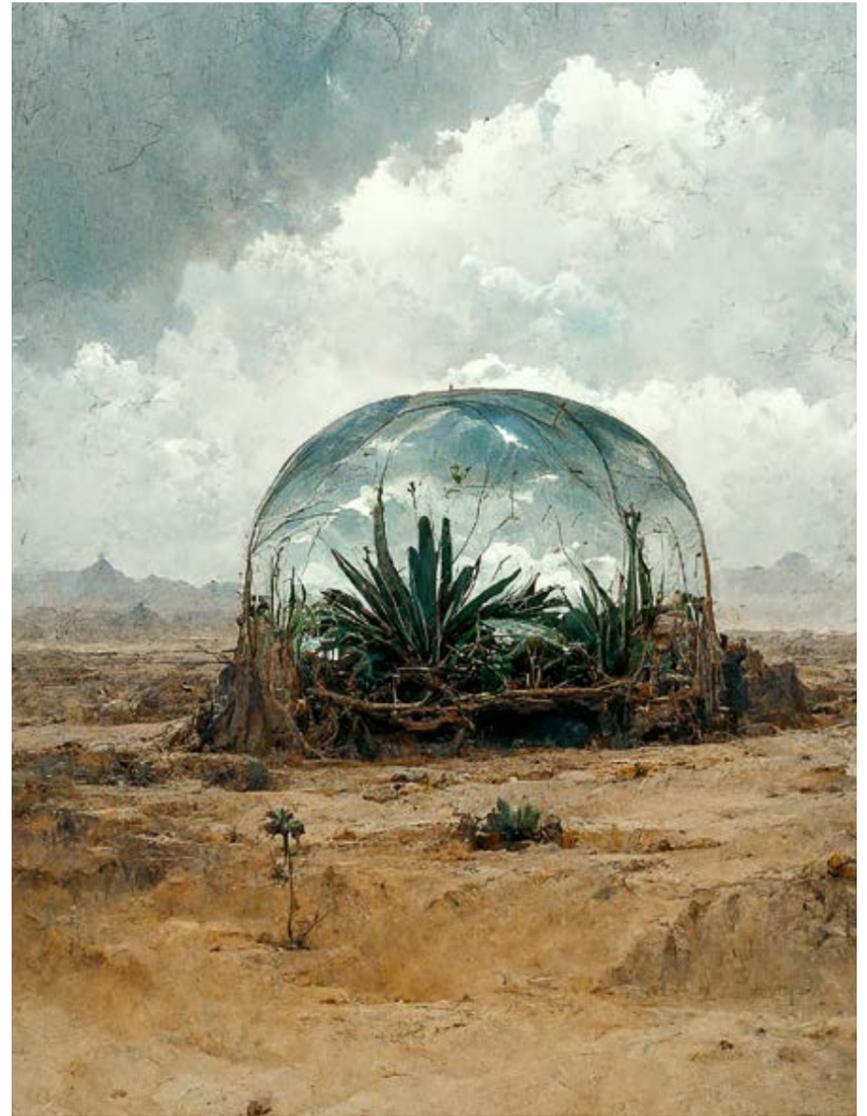
© Bloomimages

Visualisierung der Elbphilharmonie





„Church in Nomine Patris – Render of the Year 2021“
von Tom Burkewitz (WSBY)



© Wilhelm Scheribl jr. (2x)

Bildproduktion in der Architekturpraxis

„Es ist immer ein Unterschied, ob man für Wettbewerbe eine Visualisierung erstellt oder für den Verkauf von Immobilien.“ **Ana Očić** ist seit mehr als zehn Jahren mit ihren Firmen **pixlab studios** und **superarchitektur** als Visualisiererin und Architektin tätig. Sie erklärt, dass der Fotorealismus, den mittlerweile viele Architekturdarstellungen in der Öffentlichkeit aufweisen, erst dann entstehe, wenn alle Planungs- und Baufragen geklärt sind und Gebäude oder Wohnungen verkauft werden müssen. Rechtlich sei im Moment interessant, dass das, was auf den Bildern gezeigt wird, von potenziellen Käufern auch konkret erwartet wird. Architekten selbst fragen eher nach weniger detailversessenen Darstellungen für Wettbewerbe, bei denen Interpretationsspielräume zählen. Niemand möchte aufgrund einer falschen Fensterahmenbreite die Chance auf den Gewinn riskieren. „Es sind Bilder zwischen Illustration und Realität“, so Očić. Sie beschreibt zudem, dass Renderings immer wieder als Werkzeug in den Entwurfsphasen zum Einsatz kommen. Die Branche sei außerdem im Umbruch. Mit der Verfügbarkeit von Text to Image Programmen, die auf Künstlicher Intelligenz aufbauen, sei es möglich, aus Texten Renderings zu produzieren. Das sei ähnlich der Entwicklung der Handykameras in der Fotografie, die uns allen ermöglicht, schnelle und sehr viele Fotos zu machen. Eines Tages könnte es also sein, dass jeder von uns mit KI Programmen seine Träume in kunstvolle Szenarien fassen kann.

Fairness und Gesellschaft

Renderings in der Architekturpraxis haben für Očić grundlegend eine positive Intention: „Es wäre schön, wenn es so sein könnte.“ In diesem Sinne spielen Menschen und Lebewesen eine große Rolle. Psychologisch gesehen, reagieren wir stets auf Menschen in Bildern. Wir identifizieren uns mit der dargestellten Architektur stärker, wenn wir sehen, wie man sich in ihr bewegen und verhalten kann. Gleichzeitig wirft die Darstellung von Menschen in Architekturvisualisierungen Fragen auf. Wer wird dargestellt? Warum werden bestimmte Personengruppen ausgeschlossen? Ist es fair, wenn zum Beispiel *People of Color*, Kinder, ältere Menschen oder ganze Ethnien außen vorgelassen werden? Bildet man eine bestehende Gesellschaft ab oder generiert man eine andere? Schnell betritt man das Feld philosophischer, politischer und ethischer Fragen.

Botschaften in Bildern

Renderings sind gezeichnete Versprechen. Ihre Urheber vermitteln Botschaften in den Bildern. **Wilhelm Scherübl jr.**, Architekt und Rendspezialist, erzählt durchdachte Utopien und Geschichten mit seinen Renderings. Er spielt damit, dass sie Orte und Architekturen zeigen, die „noch nicht existieren“ oder auch „nicht mehr“. Seine Bilder sind Rückblicke aus einer Zukunft, die ihren Ausgang in Problemstellungen unserer Gegenwart hat. So entstehen düstere Szenarien, die sich zusammen mit der passenden Geschichte als vergangen oder als Illusion herausstellen. Es sind post-post-kapitalistische und post-post-fossile Welten, die aus unserer heutigen Lebensweise entwickelt wurden.

„Am Ende wird alles gut, wir werden gemeinsam das Dunkle in der Welt überwinden“, heißt Scherübls wichtigste Botschaft. Er selbst spricht von „*falsification of reality*“, von der Falsifikation der Realität durch Vermischen von Fakten und Fiktion. Zudem verwendet auch er immer häufiger Text to Image Programme auf Basis Künstlicher Intelligenz. Der Umstand, dass seine Bilder

dadurch eine Art Schnittmenge aus unzähligen Quellen werden, entspricht seiner Botschaft, dass man als WIR die Welt doch noch retten könnte. Scherübl ist überzeugt, dass diese Art der kritischen Darstellung zur Arbeit eines Architekten gehört. Obwohl es auch Stimmen gäbe, die behaupten, seine utopischen Welten hätten wenig bis nichts mit Architektur zu tun. Scherübl ist Gründer von **Janusch – the visual collective** und TAB collective. Er verfasst Auftragsarbeiten, Wettbewerbsrenderings und Marketingvisualisierungen genauso wie preisgekrönte sozialkritische Visualisierungen, die international publiziert werden. Aktuell arbeitet er an einem Buch, für das er Visualisierungen von Museen entwirft, die rückblickend unsere Zukunft und Gegenwart ausstellen.

Renderings und Öffentlichkeit

Aber gleich, ob Product Renderings, Marketing Images oder Illustrationen, für die überzeugende Darstellung von Architektur und Lebensräumen braucht es enorm ausgeprägte dreidimensionale und atmosphärische Vorstellungskraft. Technisches Können ist eine weitere Voraussetzung, und entsprechend vielen anderen

Arbeiten im Architekturkontext gehört eine gewisse Hartnäckigkeit bis ins Detail dazu. Die Bilder entstehen mit viel Routine und sind gelungen, wenn sie ihre Botschaft transportieren. Dass sie unsere Urteilskraft beeinflussen, ist gewollt und legitim. Ob sie aber für jeden Zweck erhalten müssen, steht infrage. Wo ethische oder gesellschaftliche Grenzen durch die Renderings verschoben oder übertreten werden, könnte eine architekturinteressierte Öffentlichkeit diskutieren.



Wenn alles gut geht, ...

... vermitteln Visualisierungen und Darstellungen architektonischer Entwürfe eine mögliche Realität, die dann auch so wird wie abgebildet. Das ist bei der Elbphilharmonie zu 95% der Fall. Wenn nicht alles gut geht, dann können Rendering und anschließende Realität so weit voneinander entfernt sein wie im Falle des temporären Projekts **Marble Arch Mound von MVRDV** in London. Die Architekten haben sich mittlerweile erklärt und konnten deutlich machen, dass Fehler der Ausführung und fehlende Kooperation auf Auftraggeberseite zu dem enttäuschenden Ergebnis führten. Was der Fall zeigt, ist, dass nicht jedes visualisierte Ziel erreicht wird. Gerendert ist noch nicht gebaut. Architekten würden dennoch nicht auf öffentlich publizierte Visualisierungen verzichten.



© MVRDV



© Garry Knight



„Wie laut muss dein Gebäude sein?“

Text: Claudia Gerhäuser
Fotos: Croce & Wir, Atelier ST

Silvia Schellenberg-Thaut, Mitgründerin von Atelier ST, war Gastprofessorin für Entwerfen und Bauen im Bestand an der Fachhochschule Erfurt und vertrat im Wechsel mit ihrem Büropartner Sebastian Thaut die Professur für Entwerfen und Industrielle Methoden der Hochbaukonstruktion an der technischen Universität Darmstadt. Zu einem Kernthema ihrer Lehr- und Architekturpraxis macht die Architektin die Frage, was Bauen im Bestand bedeuten kann. Wir nutzen eine Gelegenheit und hören mit PREFARENZEN nach, was sie selbst darunter versteht und was das alles mit einer Kirche in Apolda und der Internationalen Bauausstellung zu tun hat.

Architektur hat immer etwas von einem Palimpsest. Die Idee, man würde als Architekt vor einem weißen Blatt sitzen und mit der Arbeit beginnen, als hätte es dort, wo man bauen möchte, noch nie etwas gegeben, ist eine amüsante Vorstellung. Sie entspricht weder der Realität noch passt sie zu den Aufgaben unserer Zeit, die von Architektur eher fordern, dass nachverdichtet wird und brachliegende Raumressourcen reaktiviert werden.

Mit dem preisgekrönten Kunsthaus in Göttingen, dem Lutherarchiv Eisleben und einer im Umbau befindlichen Kirche in Thüringen beantworten Atelier ST entwerferisch wie in der technisch-baulichen Umsetzung unterschiedlichste Herausforderungen des Bauens im Bestand. Ihre Projekte sind architektonische Fortsetzungserzählungen und gestalterisch sensible Erlebnisräume, die nicht wild gestikulierend rufen: „Hier bin ich.“ Dabei stehen sie für einen außergewöhnlichen Umgang mit ungewöhnlichen Raumressourcen.

Bauen im Bestand: Welche Haltungen kann Architektur, die in historischen Kontexten entsteht, annehmen?

„Bauen im Bestand ist keine Denkmalpflege.“ Vielmehr sei es ein Weiterbauen und ein Anknüpfen, ein zeitgemäßes Fortschreiben bewährter Typologien und erprobter Techniken. *Form follows history*: „Neubauten eigenständig in bestehende Kontexte einzupassen, ist der richtige Ansatz“, so Schellenberg-Thaut. Dafür müssten Gebäude nicht „laut“ sein. Ein Gedanke, den sie in die eigenen Projekte trägt.

Der Umbau der leerstehenden Martinskirche in Apolda ist von außen nur subtil sichtbar. Wichtig sei es, den Kirchenraum wiederzubeleben. Und er soll wieder erlebt werden können. Im hohen Innenraum wird deshalb eine Art architektonische Intarsie implementiert, die merklich neu die Blicke auf die historischen Raumproportionen und die alten Kirchenmauern lenkt. Ursprünglich stammt die Kirche aus dem Jahre 1119.

„Die Innovationskraft des Projekts liegt in der Einfachheit der architektonisch-räumlichen Idee, die das Verhältnis von Leerraum umkehrt“, vermitteln Atelier ST auf ihrer Homepage. Der Bestand soll nur minimal berührt werden, mit dem Ziel, „eine Architektur als Impulsgeber zu generieren, die mit einer eigenen Strahlkraft dem alten Gemäuer neues Leben einhaucht“.

Ebenso herausfordernde Fragen stellen Nachnutzung und Aufwertung. Planungskultur, die sich in diesem Sinne respektvoll gegenüber Bestandsgebäuden aufstellt, ist noch immer nicht überall etabliert. „Weniger Bilbao, mehr Neues Museum Berlin“, das wäre ihre Herangehensweise, wenn es um neue Architektur in historisch wertvollen Kontexten ginge.

Natürlich ließe sich diskutieren, was „historisch wertvoll“ bedeute. Spannender sei aber die Frage, warum zum Beispiel Laien die reine Rekonstruktion in alten Baustilen favorisieren, während viele Architekturschaffende deren Abstraktion verfolgen oder im Kontrast dazu arbeiten. Schellenberg-Thaut interessiert die Übersetzung historischer Elemente in eine zeitgenössische Sprache auf Ebenen des Maßstabs, der Materialität, der Proportionen und der Details. In Kopieren oder Reproduzieren von Stilen sieht sie keinen Gewinn. „Bauen im Bestand ist nicht Erhalt oder Ergänzung durch eine direkte Rekonstruktion.“ Stattdessen fordert sie ein genaues Hinschauen und Anknüpfen an den Bestand, womit auch nachhaltige und kulturell geprägte Planungen entstehen könnten.

„Die Innovationskraft des Projekts liegt in der Einfachheit der architektonisch-räumlichen Idee, die das Verhältnis von Leerraum umkehrt.“



Die Umwandlung der Kirche in Apolda ging 2020 aus einem geladenen Realisierungswettbewerb hervor. Seit 2021 ist das Projekt Teil der Internationalen Bauausstellung Thüringen. Die IBA agiert seit 2013, ihren Abschluss soll sie 2023 finden.

IBA – ist das der sogenannte architektonische Ausnahmezustand?

In der Außenwahrnehmung ist eine IBA ein Ausnahmezustand auf Zeit. Regionen definieren sich im Zuge dieser neu. So zum Beispiel das Ruhrgebiet. Aus den scheinbar „nutzlos“ gewordenen Räumen großer Industrieanlagen des Bergbaus entwickelte man eine extrem attraktive, wirtschaftsstarke Kulturmarke, die weltweit zum Vorbild für ähnliche Situationen wurde. Ursprünglich eine deutsche Initiative, wird das Konzept IBA mittlerweile exportiert. So stehen 2022 in Wien gebaute Projekte im Fokus, die als Modellprojekte unter dem Titel „Neues soziales Wohnen“ ganz sicher Auswirkungen auf das Baugeschehen in Österreich – wenn nicht sogar international – haben werden. Man muss sich als Region oder Stadt für diesen Transformationsprozess bewerben.

Grundlegend will eine IBA die Umsetzung städtebaulicher, struktureller und architektonischer Projekte auf hohem gestalterischem Niveau dort ermöglichen, wo ohne sie nur vereinzelt die fachlichen und finanziellen Rahmenbedingungen dafür gegeben wären. Einmal als IBA angenommen, stehen den Gemeinden zusätzliche öffentliche Gelder zur Verfügung. Dabei ist eine Internationale Bauausstellung keine gewöhnliche Fördermaßnahme. Sie besitzt die Stärke, Problemstellungen breit und fachlich anspruchsvoll zu thematisieren und einen Wandel herbeizuführen. Ebenso liegt das Interesse in den Transformationsprozessen, die durch Planer und Architekten gemeinsam mit Politik und weiteren Beteiligten wie dem Fachbeirat der IBA erarbeitet werden. „Hier profitieren Architekten in der Projektumsetzung enorm“, berichtet Schellenberg-Thaut aus eigener Erfahrung. Gemeinden erhielten funktionierende Steuerungsmittel durch die Umsetzung einer Bauausstellung, und ein weit überregional wirksames Netzwerk sorgte für intensiven Wissensaustausch und wichtige Aufmerksamkeit. „Unumstritten: Eine IBA fördert und stärkt Baukultur.“

Und nach der Bauausstellung?

Wie selbstverständlich entwickeln sich für Schellenberg-Thaut immer wieder tragfähige Themen. Auch ohne die Klammer der Bauausstellung möchte sie sich in Zukunft noch gezielter mit den Potenzialen ländlichen Bauens beschäftigen. Sie sei für das Dorf, aber gegen das konventionelle Bauträgereinfamilienhaus. Seit vielen Jahren sei sie immer wieder Jurorin des Thüringer Staatspreis für Baukultur für die Stiftung Baukultur Thüringen. Vielfach stechen Projekte hervor, die über eine IBA gefördert wurden. Gleichzeitig bleibt das Problem der Abwanderung aus Dörfern – die Landflucht. „Unvorstellbar viele leerstehende Kirchen und renovierungsbedürftige Gebäude benötigen visionäre Nutzungsideen, um als Ressource eines Zusammenlebens wieder entdeckt zu werden“, erwähnt sie. Gespräche zu weiteren architektonischen Transformationen liefen bereits. Es bleibt langfristig spannend!





reddot winner 2022

RED DOT AWARDED

Fotos: Croce & Wir
Illustrationen: AREA C.I. Design

Ein neuer Auftritt für PREFA: mutig, innovativ und dem hohen Standard des Portfolios entsprechend. Das neue Präsentationssystem ist auf Messen ebenso wie in Schauräumen von Kunden anwendbar. „Eine modulare, mobile Produkt- und Erlebniswelt“, so der Wunsch von PREFA zu Beginn des gemeinsamen Weges mit AREA C.I. Design. Eine besondere Anerkennung erfuhr das Projekt mit der Auszeichnung durch den Red Dot Award.

Dächer, Fassaden und Komplettsysteme aus Aluminium – dafür steht PREFA seit über 75 Jahren mit höchster Qualität und Innovationsgeist. Mit dem Wunsch nach neuen Formen der Produktpräsentation wandte man sich an AREA. Das Entwicklungsteam wurde gemeinschaftlich geleitet von Kreativdirektor Markus Vogler, Geschäftsführer Eduard Peter Mayr und Walter Ried, Leiter Innovation und Entwicklung/Messebau bei PREFA.

Flexible Rahmen

PREFA Dach- und Fassadensysteme sind raffiniert gefertigt und weisen einen hohen Grad an Funktionalität auf. Diese Eigenschaften sollte auch das neue Präsentationstool in sich vereinen. „Wir wollten weg von einer Hundehüttenromantik hin zu einer zeitgenössischen Gestaltungsform“, bringt es Markus Vogler auf den Punkt. „Wir entschieden uns für ein flexibles Rahmensystem, das je nach Maß der Eindeckung in unterschiedlichen Größen gefertigt wird. Mit Aluminium und Holz verwenden wir jene Materialien, die später auch im realen Einsatz die wichtigste Rolle spielen.“

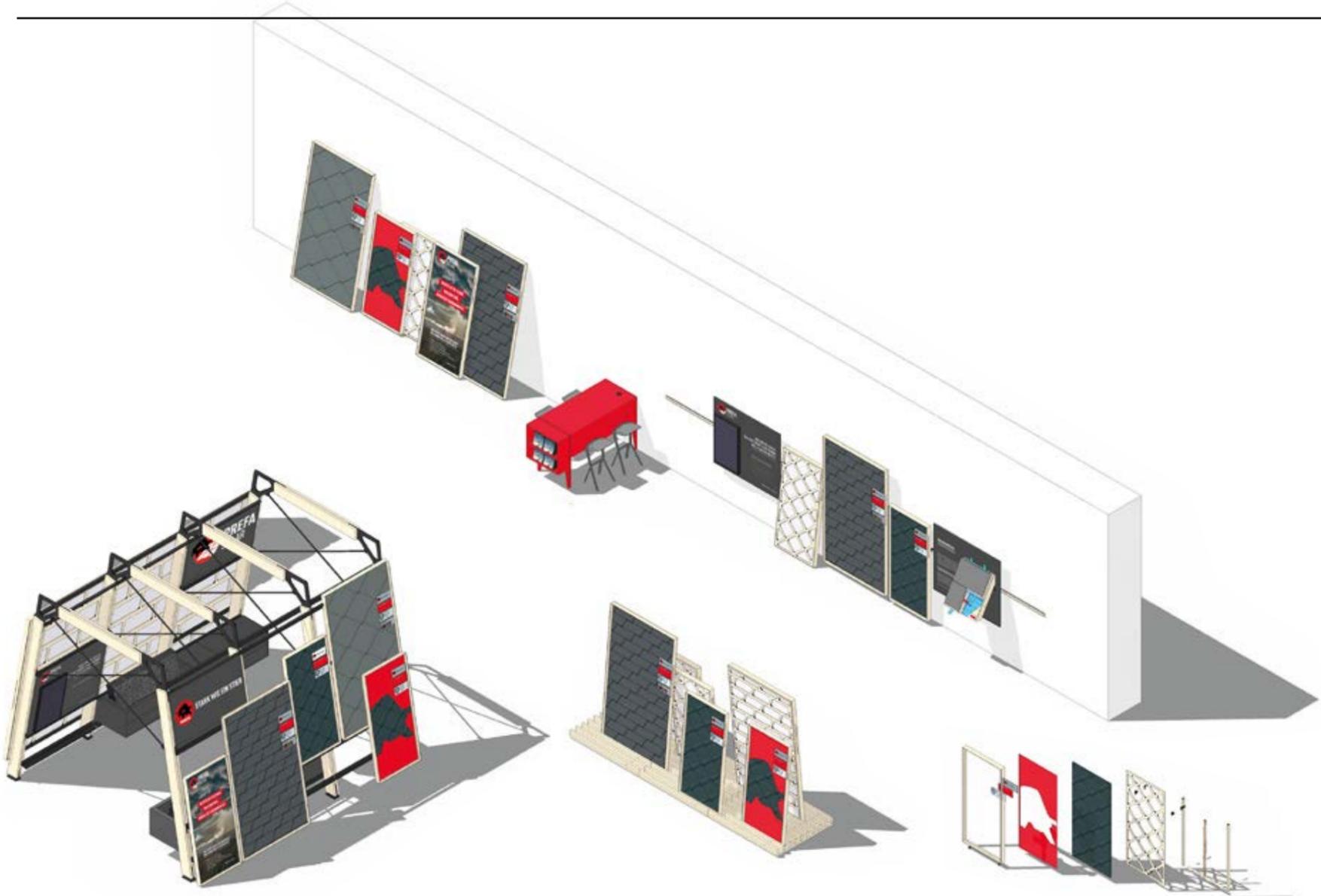
Eine ästhetische Kombination aus Aluminium und Holz, welche durch CNC-gefertigte Grids eine Rückansicht der diversen Produkte wie etwa der Rauten, Schindel oder Platten ermöglicht und auf diese Weise die Leichtigkeit des Materials unmittelbar erlebbar macht. „Der Endkunde soll sein Dach quasi aufheben können“, sagt Vogler. Teilweise beleuchtet, können die Rahmen auch als Grafikpaneele genutzt werden oder in kleineren Räumen an die Wand gelehnt bzw. ähnlich einer Staffelei mit einem Ständerfuß ausgestattet werden. In mittleren und größeren Räumen ermöglichen Bodengitter eine freie Aufstellung im Raum.



„Wir sind sehr stolz darauf, gemeinsam mit AREA ein modular gedachtes Konzept in einem ersten Schritt für Messen und den Point of Sale realisiert zu haben, welches uns anders als die Anderen sein lässt. Dabei wollten wir von Anfang an zwei Welten miteinander verbinden – die Stärke unserer Produkte und ein emotionales Verkaufserlebnis.“

Jürgen Jungmair

Markus Vogler und Jürgen Jungmair



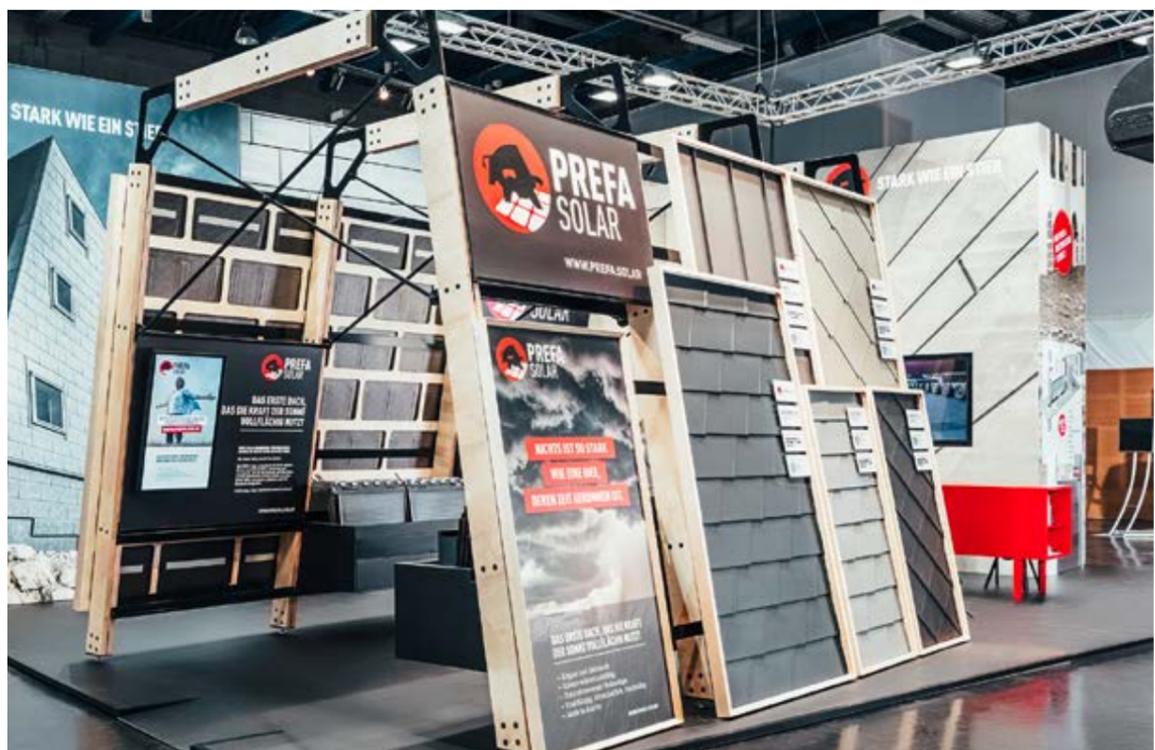
Modular erweiterbarer Mittelblock

Für größere Ausstellungsflächen kommt der Mittelblock zum Einsatz. Dieser kann modular erweitert und damit in allen Dimensionen verändert werden. Ähnlich einem Dachstuhl bietet er viel Fläche an der Innen- und Außenseite. Im Innenbereich finden Ladenschränke und Flächen für Materialmuster und Zubehörteile sowie Informationstafeln ihren Platz.

Rote Empfangs-, Besprechungs- und Endmodule runden das Konzept ab und können als Anlaufpunkte für und zum Informationsaustausch mit Kunden eingesetzt werden. Bei genauem Hinsehen findet sich die Form des PREFA Stiers in den Modulen wieder. Somit greift das gesamte Ausstellungssystem das Corporate Design der Marke PREFA auf. „Bisher haben wir bereits fünfzehn Messen mit den robusten, nachhaltigen und intelligenten Systemen erfolgreich durchgeführt“, sagt Jungmair.

Gemeinsame Zukunft

Die Kooperation zwischen PREFA und AREA geht auch in Zukunft weiter. Neben einem internationalen Rollout des Ausstellungssystems sind auch die Entwicklung von Showroom-Konzepten und PREFA Academy Standorten geplant.





Fassaden mit Facetten

Die Wandschindel von PREFA.

WWW.PREFA.COM